

Nach allem, was ihr durchgemacht habt

Gemeinsam eine lebensbedrohliche Krise zu meistern – sollte dadurch ein Paar nicht enger zusammenrücken? Nicht, wenn beide unterschiedlich mit dem Erlebten umgehen.

Von Eva Schläfer

Vor zehn Jahren traf Sarah Liebig eine Entscheidung, die das Leben der damals 50-jährigen gehörig auf den Kopf stellte: Sie trennte sich nach 20 Jahren von ihrem Ehemann. Bei einer Scheidungsquote von fast 40 Prozent aller Ehen in Deutschland ist das keine Seltenheit. Doch die Umstände, aus denen heraus Liebig diese Entscheidung traf, ließen manche in ihrem Umfeld ungläubig zurück – einschließlich ihres heutigen Ex-Mannes. Mit ihr an seiner Seite überstand er eine lebensbedrohliche Infektion. Doch diese Erfahrung vereinte sie nicht, sondern trennte sie.

BEZIEHUNGSLEBEN



Was bewegt Sie? Wir beschäftigen uns mit Liebe, Sexualität, Partnerschaft – und allem anderen, wo Gefühle im Spiel sind. Schreiben Sie uns Ihre Fragen und Geschichten unter beziehungsleben@faz.de.

Der sportliche Mittfünfziger erkrankte im Sommer 2011 an EHEC. Ein bis dahin unbekannter Stamm des Darmbakterium *Escherichia coli* löste vor allem in Norddeutschland sehr schwere Krankheitsverläufe aus; insgesamt starben 53 Menschen. Erst viele Wochen später stellte sich heraus, dass die krankmachenden E.-coli-Bakterien eine Klee-Art besiedelt hatten, welche die Betroffenen, häufig als Beigabe zu einem Salat, zu sich genommen hatten.

Liebigs Ehemann wurde mit schweren Symptomen ins Krankenhaus eingelie-

fert. Er litt unter heftigem Durchfall, konnte nichts bei sich behalten. Vor allem aber trat bei ihm eine besonders schwere Komplikation auf: Die Bakterien zerstörten die roten Blutkörperchen und schädigten die Blutplättchen.

„Sein Leben stand damals sehr auf der Kippe“, sagt Sarah Liebig, die eigentlich einen anderen Namen trägt. Doch nach viereinhalb Wochen im Krankenhaus war absehbar, dass ihr Mann es geschafft hatte. Nach mehr als sechs Wochen durfte der Naturwissenschaftler nach Hause. Liebig, als Psychologin darauf spezialisiert, Unternehmen bei Veränderungsprozessen zu beraten, hatte jeden Tag in voller Schutzmontur auf der Isolierstation verbracht – obwohl auch ihr eine Infektion drohte. Die bekam sie auch, jedoch in einem milden Verlauf.

Nun könnte man meinen: Ein lang verheiratetes Paar, das eine solche Prüfung gemeinsam besteht, rücke noch enger zusammen. Doch bei Sarah Liebig und ihrem Mann trat das Gegenteil ein.

Schon während der kritischen Phase im Krankenhaus, in der Liebigs Mann meist ansprechbar war und somit mitbekam, dass er sterben könne, wollte er über seine Gefühle und sein Erleben nicht sprechen. „Es gibt ja unterschiedliche Möglichkeiten, mit so etwas umzugehen, und er hat die Verdrängung gewählt“, sagt Liebig. Dieses Verdrängen setzte sich zu Hause fort. „Nachdem er entlassen war und ich versucht habe, in Gespräche mit ihm zu gehen, auch darüber, was das für mich bedeutet hat, hat er sich unglaublich stark gesperrt, wollte sich darüber nicht unterhalten. Er sagte, für ihn sei das wie eine schwere Grippe gewesen, jetzt sei er wieder gesund.“

Obwohl der Fachfrau bewusst war, warum sich ihr Mann so verhielt – „psychologisch ist das eine Schutzreaktion, eine Verdrängungsstrategie anzuwenden, weil die Realität so bedrohlich ist, dass die Auseinandersetzung damit keine Option ist“ –, fehlte ihr durch dessen Verhalten die Verbindung zu der gesamten Krisenzeit im Krankenhaus. „Es gab keine gemeinsame Reflexion über Ängste, die auf beiden Seiten dagewesen waren. Darüber, wie es ist, wenn einer vielleicht stirbt. Das kann ja sehr verbindend sein für ein Paar. Aber uns war das nicht möglich. Ich habe mich sehr allein gefühlt in dem Ganzen.“

Hinzu kam: Liebigs Mann überforderte sich körperlich. Sehr bald wollte er wieder Fahrrad fahren und anderen sportlichen Betätigungen nachgehen. Das habe sie geängstigt, erzählt seine heute 60-jährige Exfrau. „Die Ärzte hatten klar gesagt, er muss vorsichtig sein. Er hat durch die Erkrankung auch heute noch Bluthochdruck. Wir hatten eine Menge an Auseinandersetzungen. Mich hat das sehr angestrengt, da immer gegenzusteuern.“ Es sei sein Weg gewesen, um zu zeigen, dass das Leben weiter-

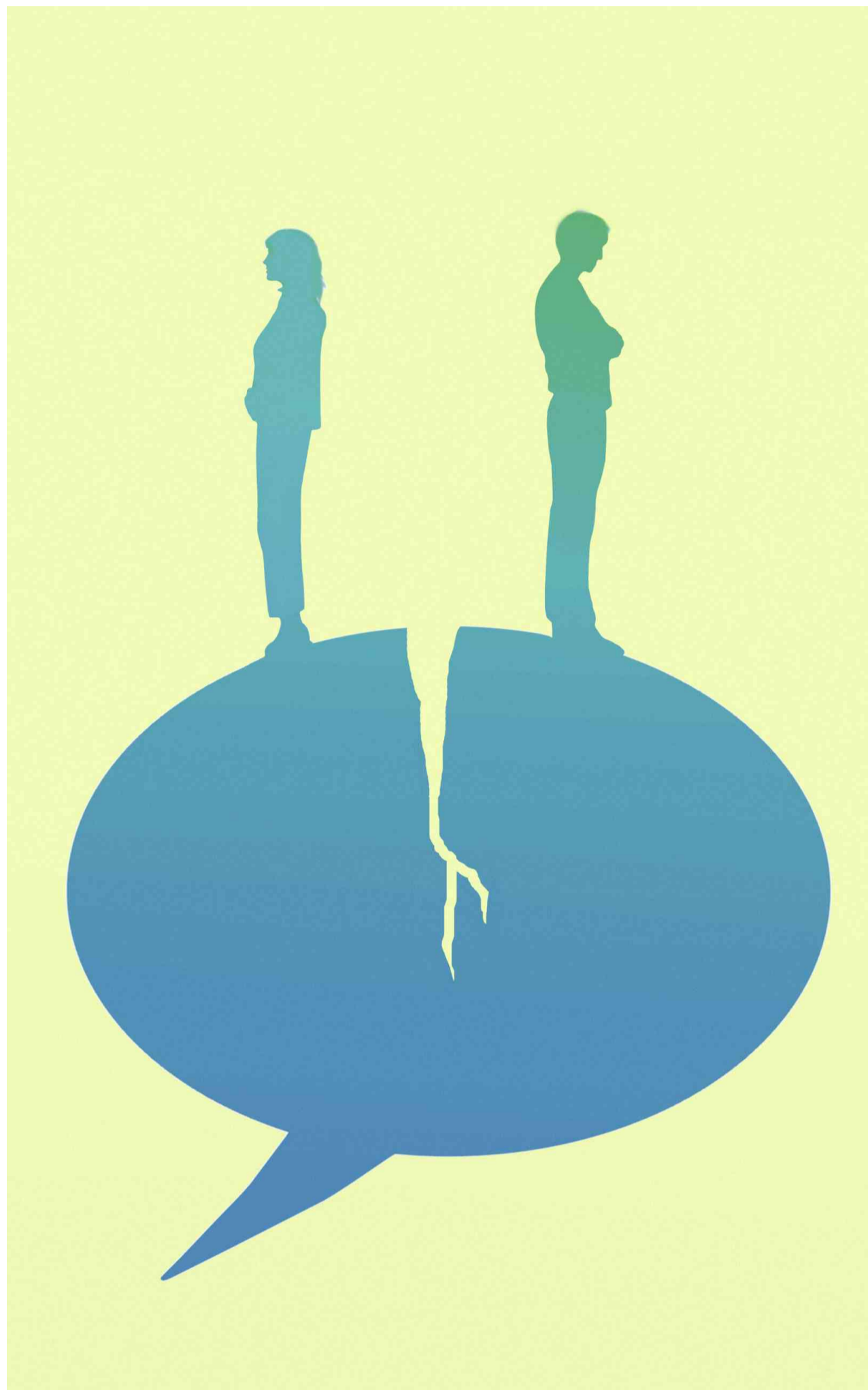


Photo: Ikon

FORTSETZUNG VON SEITE 9

Ihr Leid ist nicht mehr meines

dich auch, so wie ich das immer getan habe? / Ach, er streichelt dich?“

Sie hatte eine neue Strategie gefunden: meinem Vater sexuellen Kindesmissbrauch vorzuwerfen. Mir drohte sie, dass sich „die Mama was antun“ würde, wenn ich „nicht lieb“ sei.

„Machste doch sowieso nicht“, sagte ich gelangweilt.

Einmal nachts stürmte das SEK unser Haus. Man hatte sie angerufen und ihnen die „Vergewaltigung eines Kindes“ gemeldet. „Ach, das war meine Mutter, sie macht so was leider öfter“, sagte ich im Schlafanzug zu den Polizisten. Mein Vater bot den Beamten einen Schnaps an, wir setzten uns in die Küche und erklärten die Situation.

In der Grundschule fing sie mich in der Pause ab, sperrte mich in die Mädchentoilette, zeigte mir Geschenke, die ich nur bekommen sollte, wenn ich mit ihr käme. Also wurde ich unter Sonderaufsicht gestellt. Im Winter schlug sie mit einem Schneeschleuderer die Mittelscheibe der Haustür ein, schlug damit

auch auf die neue Freundin meines Vaters ein, sodass diese mit einem Krankenwagen abgeholt werden musste.

Als ich mit zwölf Jahren wegen einer Blinddarmentzündung frisch operiert im Krankenhaus lag, stand meine Mutter plötzlich in meinem Krankenzimmer, ging zum Schrank, räumte meine Sachen in eine Reisetasche und sagte: „Komm, wir gehen.“ Eine Krankenschwester kam und orderte meine Mutter aus dem Raum. Es gab Gezeter auf dem Flur. Dann setzte sich die Schwester an mein Bett und sagte: „Deine Mutti ist ein sehr kranker Mensch, weißt du, Mäuschen.“ Zu meinem 14. Geburtstag hatte sie eine Überraschung für mich. Wir fuhrten ins ICC zu einem Kongress. Als ich ankam, sah ich, dass es sich um einen Kongress der „Anonymen Alkoholiker“ handelte. Sie schob mich in einen der Vortragssäle, in dem eine Selbsthilfegruppe für Jugendliche saß, und sagte: „Geh da mal rein und erzähle ihnen von deinem Problem.“

Sprach ich sie Jahre später auf diese Dinge an, reagierte sie empört, stellte alles als unverschämte Lüge hin, was mich fast in den Wahnsinn trieb. Heute sind Begriffe wie Gaslighting in aller Munde: eine (unbewusst) manipulative Strategie, bei welcher der Gaslighter Dinge, die er oder sie gesagt oder getan hat, leugnet oder sogar dem anderen zuschiebt. Gaslighting verursacht, dass man seiner eigenen Wahrnehmung immer weniger traut und bald meint, den Verstand zu verlieren. Ich misstraute mir selbst immer mehr, war als junge Erwachsene lange Zeit zutiefst verunsichert, was man mir äußerlich nie anmerken hätte. Erzählte ich ihr in einem vertraulichen klaren Moment (ja, auch diese gibt es, und das ist das wirklich Tückische), dass ich als Kind Angst vor ihr hatte, und hoffte auf ihr Mitgefühl, hob sie die Hände in die Luft, krallte sie wie ein Raubtier, riss die Augen weit auf und sagte zynisch: „Huh! Ich fress dich!“

Dann brach sie in ein schallendes Gelächter aus, lachte mich aus.

Was ich so lange nicht begriff: dass ich, im Guten wie im Schlechten, nie gemeint war. Irgendwann verglich ich, was sie anderen schrieb, Bekannten, Freunden von früher, Briefe an ihre Eltern, an meinen Vater – und natürlich war es immer dasselbe. Von außen scheint das offensichtlich, doch ich musste es mir selbst verständlich machen und habe dafür sehr lange gebraucht.

Doch noch immer fällt es so schwer, all ihre Taten durch eine Krankheit begründen zu können; all das Leid, das sie anderen zugefügt hat. Meine Mutter hat einen solchen Verschleiß an guten Geistern; ja, derjenige hat sich wirklich verirrt – der seine Engel mit Füßen tritt. Immer wieder fragte ich mich, wo der Übergang ist zwischen Charakter und Krankheit. Wo ist sie noch schuldhaftig, noch fähig zur Verantwortung. Und erst jetzt kann ich klarer sehen und verstehen, dass es diesen Übergang nicht gibt. Und doch: Gnade zu haben mit einem Menschen,

Was ich so lange nicht begriff: dass ich, im Guten wie im Schlechten, nie gemeint war.

der so häufig so klar im Geiste ist, so schlau, so gerissen und kalkulierend, der alle Tricks kennt, die Herzen der Menschen zu öffnen und für sich zu gewinnen, der Ämter zu hintergehen weiß; ein Mensch, der eine solche Furcht in anderen auslösen kann, dass man Türschlösser auswechselt, Telefonnummern ändert, Pläne schmiedet, das Land zu verlassen –

„ach, das ist doch Übertreibung“, hörte ich immer wieder, „da muss man sich einfach mal vernünftig aussprechen“ – wie soll man anderen davon erzählen, die das nicht kennen: ein Leben, das durch meine Lungen atmen will, das durch den Schmerz anderer wohl überhaupt erst etwas spüren kann. Es fällt so schwer, diesen Menschen als Opfer zu sehen.

All meine Verwandten sind mittlerweile verstorben – nur die eine nicht, die immer allen mit ihrem Tod drohte. Und doch: Ich kenne niemanden, der so sehr von Dämonen verfolgt ist, so sehr unter Albträumen leidet, so unter Verlassenheitsgefühlen und scheinbaren Ungerechtigkeiten wie meine Mutter. Ihre Wahrnehmung ist ihre Realität, sie ist ihr ausgeliefert, und das ist die Hölle. Dass sie ernsthaft krank sein könnte und ihre Wahrnehmung verzerrt, erscheint ihr selbst undenkbar. Sie sagt von sich selbst ganz lapidar, sie sei „eben depressiv“.

Kurz nach dem Abitur saß ich in der U-Bahn und telefonierte mit ihr, versuchte wieder mal verzweifelt, ihr meine Sicht der Dinge darzulegen. Eine Frau mittleren Alters hörte mit, kam zu mir und flüsterte: „Legen Sie auf. Lassen Sie es, es hat keinen Sinn.“ Ich beendete das Telefonat. Sie redete eindringlich zu mir: „All Ihre Bemühungen sind vergeblich, es wird sich niemals etwas ändern. Kümmern Sie sich um Ihr Leben und lassen Sie ihre Mutter.“ Dann stieg sie aus. Die Worte dieser Fremden wurden mir wie ein innerer Leitfaden, als hätte mich zum ersten Mal jemand an die Hand genommen und mir den Weg gezeigt.

Doch dieser Schritt, der vielleicht einer der besten war in meinem bisherigen Leben, gelang mir erst viele Jahre später bei ihrem letzten Aufenthalt in der Psychiatrie. Man rief mich an und fragte, ob man mich über meine Mutter auf dem Laufenden halten solle. In Tränen sagte ich: „Nein, bitte nicht.“ Da sagte die Ärztin: „Ich verstehe. Ich unterstütze Sie in dieser Entscheidung. Ihre Mutter ist hier

auch kein bisschen kooperativ.“ Es war so wichtig, dies einmal zu hören.

Nach Jahren in Therapie und mit Selbsthilfe-Büchern, Meditation, buddhistischer Literatur, Yoga und so weiter habe ich verstanden, dass ich ein Recht auf Glück habe, auch wenn es meiner Mutter sehr schlecht geht. Dass man eine

Dass sie ernsthaft krank sein könnte und ihre Wahrnehmung verzerrt, erscheint ihr selbst undenkbar.

Verantwortung dem Leben gegenüber hat, die größer ist als die Verantwortung einem anderen Menschen gegenüber, und dass dies auch erfordert, sich aus Beziehungen zu lösen, die einem schaden.

Das Drama hat für mich seinen Weg dahin gefunden, wo es hingehört: auf die Bühne. Ich bin Schauspielerinnen und Komikerin und führe ein für meine Begriffe erfülltes Leben. Und wenn es Vorteile einer solchen Kindheit gibt, so vielleicht, dass man in den meisten Situationen, in denen andere die Nerven verlieren, äußerst gelassen bleibt. In einer tolen Selbsthilfegruppe habe ich andere erwachsene Kinder psychisch kranker Eltern kennengelernt und erkannt, dass ich nicht so vollkommen allein damit dastehe, wie ich gedacht hatte. Dort saß auch eine ältere Dame, die erzählte, sie habe ihr Leben ihrer psychisch kranken Mutter geopfert und sich nie selbst etwas aufgebaut. Dort waren junge Erwachsene, bei denen es fast wehtat, zu sehen, wie wenig sie erkennen konnten, dass sie nicht für ihre Eltern verantwortlich sind. Aber auch einige, die äußerst gesund und

geht. Als Psychologin habe sie das nachvollziehen können, „aber als Partnerin war das schon eine Herausforderung“.

Etwas zwei Monate nach seiner Rückkehr nach Hause fühlte sich Liebig müde, war antriebslos und merkte: Hier stimmt was nicht. Sie bat ihren Mann, eine Paartherapie mit ihr zu machen, was er nicht wollte. „Das war für mich der Beginn zu denken, das bringt uns auseinander. Wir kommen, was diese Fragen angeht, nicht mehr zusammen.“

Liebig wusste auch schon in besseren Tagen, dass ihr Mann mit seiner deterministischen Art und Weise, auf die Welt zu blicken, nicht gut darin war, andere Betrachtungsweisen zuzulassen. Sie hingegen glaubt, dass es zwischen Himmel und Erde andere Dinge gibt als die, die wissenschaftlich beweisbar sind. „Ich habe immer gedacht, er hat so viele gute Seiten, er ist so ein liebenswerter Mensch, wir leben gut miteinander, das andere kann ich auch woanders einlösen.“ Das sei auch lange so gewesen. „Aber durch diese Krise ist mir deutlich geworden: Mir fehlt ein eklatanter Teil in meinem Leben, der einen hohen Wert für mich hat. Nämlich auch über Dinge sprechen zu können, zu denen der andere vielleicht nicht so leicht Zugang hat.“

Als dann ein halbes Jahr später ihre Großmutter mit 100 starb, standen für Sarah Liebig plötzlich Fragen im Raum: Was machst du eigentlich mit deinem Leben und deiner Beziehung? Ergibt das noch Sinn? Und willst du das so weitermachen? „Und da war die ganz klare Antwort: Nein, so geht das nicht mehr.“ Liebig nennt das „eine innere Gewissheit, eine innere Zustimmung“. „Es gab nur diese eine Stellungnahme in mir, und die war sehr klar.“ Ihre Konsequenz war die Trennung, rasch auch die Scheidung.

Liebigs Mann konnte das überhaupt nicht nachvollziehen. Auch viele Außenstehende reagierten verständnislos, waren schockiert. An Bemerkungen wie „Nach allem, was ihr durchgestanden habt...“ kann sich die Psychologin erinnern; sie hatten damals jedoch keine Bedeutung für sie.

Das Gute jedoch ist: Auch heute noch hat das frühere Ehepaar eine „unglaublich nahe und tiefe Verbindung“, wie Liebig es formuliert. Beiden ist es gelungen, auch in der direkten Trennungsphase fair miteinander umzugehen. „Es entspricht nicht den Werten meines Exmannes, egal wie verletzt er ist, sich abzuwenden oder nicht mehr mit mir zu sprechen. Das ist nie ein Thema gewesen in der Trennung, dafür bin ich sehr dankbar.“ Sie sagt: „Wir werden uns immer nahe sein, das wissen wir beide. Aber im Zusammenleben war das nicht mehr möglich. Das ist auch von beiden akzeptiert.“ Ihr Exmann ist wieder verheiratet, und auch Liebig hat einen neuen Partner. Mit ihm kann sie über viele Themen, die sie beschäftigen, sprechen.

selbständig wirkten, sich für Heilung interessierten und dem Leben mit großer Neugier begegneten.

Jahrelang hatte ich Angst, man könnte mir meine Vergangenheit ansehen, das Kaputte, und versuchte, dem etwas entgegenzusetzen, indem ich übertrieben angepasst wurde und viel daransetzte, eine andere, extrem aufgeräumte Person zu werden. Damit bin ich zum Glück gescheitert. Dass psychische Krankheiten oft romantisiert und als interessante Besonderheiten dargestellt werden, ist etwas, was mich sehr provoziert. Diese leidige Verknüpfung von Genie und Wahnsinn. Es mag sein, dass einige wenige es zu großen künstlerischen Erfolgen bringen und in der Kunst eine Möglichkeit des Ausdrucks finden, doch die meisten Kranken sind dazu absolut nicht in der Lage.

Meine Mutter war das empfindsamste, sensibelste Kind von allen, hörte ich mal eine alte Bekannte der Familie sagen. Sie hatte wohl keinen Spiegel, kein Gegenüber für ihre Empfindsamkeit. Und es war niemand da, der sie zusammenhielt, als sie es am meisten gebraucht hätte. Sie ist eine Ungetröstete, Teil einer schwer traumatisierten Nachkriegsgeneration und einer Zeit, in der Frauen für vieles verurteilt wurden und Teile von sich selbst unterdrücken mussten.

Doch ihre Geschichte ist nicht meine Geschichte.

Die Polizeisache hatte diesmal nichts mit ihr zu tun, es ging nur um einen Diebstahl in der Nachbarschaft.

An meinem Badezimmerspiegel hängt ein Gedicht von Paul Celan, in dem es heißt:

*Entmischen musst du, entmischen.
Ein Außerstes tun, ein Innerstes. Entscheiden musst du dich, aus Liebe.*

Unsere Autorin möchte anonym bleiben. Ihr Name ist der Redaktion bekannt.